Exped. u. Redaktion Dresden-Neustadt L. Meißner Gasse 4.

Die Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend früh.

Abonnements-Preis: vierteljährl. M. 1,50.

Zu beziehen durch die kaiserlichen Postanstalten und durch unsere Boten. Bei freier Lieferung ins Haus erhebt die Post noch eine Gebühr von 25 Pf.

Sächsische Dorfzeitung.

Ein unterhaltendes Blatt für den Bürger und Landmann.

Amtsblatt für die kgl. Amtshauptmannschaften Dresden-Altstadt und Dresden-Neustadt, für die Ortschaften des kgl. Amtsgerichts Dresden, sowie für die kgl. Forstrentämter Dresden, Tharandt und Moritzburg.

Verantwortlicher Redakteur und Verleger Herrmann Müller in Dresden.

Inserate werden bis Montag, Mittwoch u. Freitag Mittag angenommen und kosten: die 1spalt. Zeile 15 Pf. Unter Eingesandt: 30 Pf.

Inseraten-Annahmestellen: Die Arnoldische Buchhandlung, Invalidendank, Haasenstein & Vogler, Rudolf Mosse, G. L. Daube & Co. in Dresden, Leipzig, Frankfurt a/M., G. Köhl, Kesselsdorf u. s. w.

Nr. 56. Sonnabend, den 13. Mai 1899. 61. Jahrgang.

Politische Weltschau.

Deutsches Reich. Im Reichstage hat sich jetzt ein ganz sonderbarer Zustand herausgebildet. Einmal bestürmt man ihn mit den ernstesten Mahnungen, das wenig erbauliche Schauspiel dauernder Beschlußunfähigkeit dadurch abzukürzen, daß sich die Mitglieder in ihrem Redebrang eine weise Beschränkung auferlegen, auf der anderen Seite aber sieht man, wie der Reichstag die kostbarste Zeit mit der ausgiebigsten Erörterung ganz geringfügiger Fragen vergeudet. Das zeigte sich auch in der Sitzung am Mittwoch, deren größter Theil mit einer Diskussion darüber ausgefüllt wurde, ob man überhaupt eine Sitzung abhalten sollte. Auf der Tagesordnung stand die zweite Lesung des Invalidengesetzentwurfes und die Socialdemokraten beantragten, die Berathung hierüber zu vertagen, weil der Kommissionsbericht noch nicht lange genug in den Händen der Mitglieder sei, um ein genaues Studium zu ermöglichen. Nach mehrstündigem Hin und Her, in dem sich nur der Abgeordnete Müller-Sagan für einen Theil der freisinnigen Volkspartei zu Gunsten des socialdemokratischen Antrages aussprach, wurde dieser abgelehnt und die Verhandlung konnte beginnen. Sie erlitt freilich fast sofort nach ihrer Eröffnung eine Unterbrechung, da zu § 1, der die Versicherungspflicht behandelt, die Socialdemokraten einige Anträge gestellt hatten, über die sie eine namentliche Abstimmung wünschten. Damit hatten sie gehofft, die Beschlußunfähigkeit des Hauses erweisen zu können, allein die Abstimmung ergab die Anwesenheit von 229 Abgeordneten, von denen sich nur 39 für die socialdemokratischen Anträge entschieden. Nunmehr gaben die Socialdemokraten ihren passiven Widerstand auf und betheiligten sich eifrig an der Weiterberathung des Gesetzes, die indessen nur bis zum § 3 gedieh. Beim § 3a, der Ausnahmen von der Versicherungspflicht durch den Bundesrath gestattet, wurde ein Vertagungsantrag angenommen.

Am vergangenen Dienstag erlebte man wiederum einmal das traurige, aber leider nicht mehr neue Schauspiel, daß der deutsche Reichstag wegen Beschlußunfähigkeit auseinder gehen mußte. Wenn man an die Vergangenheit des deutschen Parlamentarismus zurückdenkt und dieselbe mit der Gegenwart vergleicht, so kann man wohl sagen, daß durch derartige Vorkommnisse das parlamentarische Interesse im Volke immer mehr abgenommen hat. Was war der Reichstag ehedem in der Vorstellung der Nation und was ist er heute! Man braucht die Frage nur zu stellen, um den betrübenden Wandel der Dinge zum Bewußtsein zu bringen. Subjektive Schaffensfreudigkeit und objektive Leistungsfähigkeit sind gleichermaaßen zurückgegangen. Das geistige Niveau der endlos breiten Verhandlungen bleibt tief unter dem der siebziger Jahre und das positive Ergebniß der übermäßig langen Sessionen steht in schreiendem Mißverhältniß zu der aufgewendeten Zeit. Es wäre unrecht, diesen unerfreulichen Zustand dem Reichstag allein zum Vorwurf zu machen. Schon an sich ist es ja meistens viel schwerer, eine Position zu behaupten, als sie zu erringen. Die hohe, geistige Spannkraft der Werdezeit des Reiches ist naturgemäß, wie aus der Nation überhaupt, so auch aus ihrer Vertretung gewichen. Und wenn auf die vergleichsweise erheblich kürzere Dauer der Sessionen in jener Zeit aufmerksam gemacht wird, so darf nicht übersehen werden, daß sich der Geschäftskreis der Verwaltung und Gesetzgebung des Reiches inzwischen bedeutend erweitert hat. Insbesondere auf socialpolitischem Gebiete hat die Staatsthätigkeit durch das Riesenwerk der Arbeiterschutzgesetzgebung einen ganz neuen Inhalt bekommen. Das Reichsamt des Innern hat dadurch und aus anderen Gründen einen Umfang angenommen, von dem man früher gar keine Ahnung hatte. Und da eine der wichtigsten Aufgaben des Parlaments die Kontrole der Verwaltung ist, so begreift es sich, daß die Etatsberathung auch beim besten Willen nicht so beschränkt werden kann wie in jenen Jahren, wo sie nicht mehr als acht bis zehn Plenarsitzungen beanspruchte. Aber das Uebel liegt doch tiefer. Seine schlimmste Ursache ist der demagogische Zug, der unser öffentliches Leben ergriffen hat. Dem Bedürfniß, diesem Zuge zu fröhnen, werden Reichstagssitzungen in großer Zahl geopfert und fast alle Parteien, die einen mehr, die anderen weniger, machen sich mitschuldig daran. Deshalb muß man auch bezweifeln, ob die so häufigen, lediglich auf Wahlpolitik abzielenden Debatten selbst bei beschlußfähigem Hause auch nur um eine Stunde kürzer ausfallen würden. Man hat, als diese agitatorische Ausbeutung der Reichstagsverhandlungen einzureißen begann, die Legislaturperioden von drei auf fünf Jahre verlängert, aber das Uebel ist im Laufe dieses Jahrzehnts nur immer schlimmer geworden. Daß es den ersten Zeiten unseres Reichsparlamentarismus fast ganz fremd war, ist vielleicht das Moment, um welches wir dieselben am Meisten beneiden müssen. Man braucht jenen Zeiten daraus kein Verdienst zu machen; denn die minder guten Wirkungen unseres Wahlrechts haben sich erst allmählig offenbart. Aber das darf man ohne Bedenken behaupten, daß der Geist, der die ersten Reichstage beherrschte, dem Demagogenthum im Parlamente einen wirksameren Widerstand entgegengesetzt haben würde, als es heute geschieht. Diesem Geiste entsprang das Bestreben, die Thätigkeit des Reichstags auf das zu beschränken, was dem nationalen Gemeinwesen frommen und praktisch zur Durchführung gebracht werden könne. Heute predigt man den schönen Grundsatz: „Das Vaterland über der Partei!“ auf allen Märkten, während in Wirklichkeit der Parteigeist den Gedanken an das Vaterland immer mehr verdrängt. Ein Schauspiel, wie wir es soeben erst erlebt haben, daß tagelang gesetzgeberische Pläne erörtert werden, welche die Regierung nicht ausführen will und nicht ausführen kann, wäre in den früheren Zeiten undenkbar gewesen. Aber eben dies Schauspiel führt uns auf den tiefsten Grund der unbefriedigenden Lage von heute. Die Thatsache, daß der Reichstag über eine Reihe von Anforderungen an die Regiernng verhandelt, die anscheinend von der Mehrheit des Reichstags für die wichtigsten Aufgaben der Gegenwart gehalten werden, ohne daß sich ein Vertreter der Regierung selbst nur zur Anhörung der Debatten einfindet, bezeichnet einen auf die Dauer unhaltbaren Zustand. Es ist eben jeder innere Zusammenhang zwischen Regierung und Parlament verloren gegangen. Darin liegt der tiefste Unterschied zwischen einst und jetzt. In den besten Zeiten des deutschen Parlamentarismus war Bismarck thatsächlich der Führer des Reichstages. Wir werden nicht zu befriedigenden Zuständen gelangen, so lange nicht eine kraftvolle, zielbewußte Regierung diese Führung zurückgewinnt.

Der dem Bundesrathe zugegangene Nachtragsetat fordert 8,5 Millionen Mark, darunter über 1,5 Millionen zu Theuerungszulagen für Unterbeamte, über 1,5 Millionen zu Unterstützungen der Hinterbliebenen von vor 1897 verstorbenen Postbeamten, je 1 Million für die Umlegung von Telegraphenlinien, 300,000 M. zur Betheiligung der Militärverwaltung an der Pariser Welt-Ausstellung, 200,000 M. Zuschuß zur Südpolar-Expedition und 100,000 M. als Entschädigung für die Gebrüder Denhardt in der mehrerwähnten Kolonial-Angelegenheit.

Ueber die Zunahme des unbotmäßigen Verhaltens jüngerer Arbeiter wird aus Thüringen geschrieben: „Sowohl in dem Jahresbericht des Fabrikinspektors für das Herzogthum Gotha als auch in dem des Aufsichtsbeamten für das Herzogthum Meiningen wird Klage geführt über das unbotmäßige Verhalten der jüngeren Arbeiter. So sagt der erstere in seinem Bericht: „Die Aeußerung: „Mit meinen älteren Arbeitern stehe ich in sehr gutem Verhältniß, sie sind tüchtig, fleißig, haben Interesse am Geschäft

Feuilleton.

Verdrängt.

Novelle von A. Schmidt.

(Nachdruck verboten.)

(6. Fortsetzung.)

Die beiden Liebenden waren bei diesem markerschütternden Schrei aus ihrer Umarmung aufgefahren. Reginas Wangen hatten sich mit einer dunklen Röthe übergossen und sie blickte scheu nach Ernst.

Ruppert aber legte die Sache anders aus. Ihm war es klar, daß er verrathen, hintergangen worden und daß nur ein Zufall ihm dieses geoffenbart.

Heftig stieß er das Mädchen von sich.

„Also doch!“ rief er bebend vor Wuth. „So haben die Leute recht gehabt, Dich eine Falsche zu nennen? Sprich! — nein — schweig! Mit uns ist's aus, Du Heuchlerin!“

Dann machte er Miene, sich auf Ernst zu stürzen. Aber ehe er noch Hand an ihn gelegt, ergriff ihn selbst ein kräftiger Arm und drängte ihn zur Thür hinaus.

Es war der Direktor, der unvermuthet auf dem Plan erschien.

„Verwegener — fort!“ schrie er ihm zu. „Wir sprechen uns zu Hause!“

Dann wandte er sich zu Ernst und wies wortlos, mit ausgestrecktem Arm nach der Thüre.

Ernst war von dem soeben stattgehabten Auftritt so überwältigt, daß er seiner Sinne kaum mehr mächtig war. Völlig eingeschüchtert, noch ganz bestürzt über sein so schnell vernichtetes Glück, wagte er beim Verlassen des Zimmers kaum, einen Blick auf Regina zu werfen, die, völlig fassungslos, auf einen Stuhl gesunken war und ihr thränenüberströmtes Gesicht in den Händen verbarg.

7.

Franz Straßberg ahnte nicht, welch' unheilvolle Wirkung sein an den Bruder gerichteter Brief geübt. Wie hätte er auch denken können, daß derselbe bei dem achtzehnjährigen Jüngling so plötzlich eine Leidenschaft entflamme, die bislang tief in dessen Herzen schlummerte und von deren Dasein er selbst keine Ahnung hatte. Franzens Liebe schien überhaupt, ihm unbewußt, nur dazu da zu sein, Unheil zu stiften, denn erstens liebte er selbst ein Mädchen, das die Tiefe eines solchen Gefühls nicht verstand oder nicht verstehen wollte und zweitens kränkte er dadurch diejenige, die ihn wirklich wahr und innig liebte.

Was hatte Lilli um dieser Liebe willen nicht schon gelitten! Welch' herben Schmerz empfand sie in Straßberg's Gegenwart, wenn sie sich von ihm so sehr vernachlässigt sah und dennoch fühlte sie sich durch seine Nähe beglückt. Die Hoffnung, ihn glücklich zu wissen, war es allein, was ihr die Kraft gab, seine Werbung um Klara so ruhig mit anzusehen. Aber, Glück wie Schmerz waren bisher tief in ihrem Herzen verborgen geblieben und es kostete sie keine geringe Mühe, sie verborgen zu halten. Niemand sollte das so eifersüchtig gehütete Geheimniß entdecken. Das heiligste Gefühl ihres Herzens sollte nicht der Lächerlichkeit, dem Spotte verfallen.

Sie hätte sich ihrer Liebe zu dem braven Manne gewiß nicht geschämt, selbst wenn dieselbe nicht erwiedert wurde. Aber diese Neckereien, diese Kette von Widerwärtigkeiten, die sich aus dieser Entdeckung für sie und vielleicht auch für ihn ergaben, hätte sie nicht ertragen.

Die Mutter wäre wohl die Einzige gewesen, die sie vielleicht verstanden hätte, aber die arme Frau war seit einiger Zeit an Körper und Geist wie gebrochen. Der geheime, in sich verschlossene Gram, den sie über die allgemeine Vernachlässigung empfand, hatte sein Zerstörungswerk an den ohnedies schwachen Kräften geübt und in Sophie eine Stumpfheit und Theilnahmslosigkeit für Alles, was um sie her vorging, hervorgerufen, daß man bei ihr selbst für das Liebesleben ihrer Tochter kein Verständniß mehr erhoffen durfte.

Tante Klotilde aber hatte nur Interesse für Elsa und ihre eifrigste Sorge war es, für diese eine geeignete Partie zu finden. Ihre hochfliegenden Pläne gingen freilich weiter, als bis zu einem Doktor der Medizin, sie hätte für ihr schönes Kind eine Grafenkrone oder sonst ein adeliges Wappen ganz am Platze gefunden. Doch Elsa selbst schien mit einem bescheideneren Loose zufrieden zu sein, ihr erschien ein durch die Liebe verschöntes Leben wünschenswerther, als liebeleerer Glanz, vorausgesetzt, daß dieses liebeverschönte Leben durch materielle Sorgen nicht getrübt wurde und sie sich in ihren Neigungen zu Putz und Wohlleben keinen Zwang anzuthun nöthig hatte. Und ein solches Leben hatte sie an der Seite Menhard's zu erwarten.

Freilich wartete sie nun schon lange genug auf eine Erklärung des jungen Arztes. Der ganze Winter

SLUB Wir führen Wissen.